

## 2. Konkretionen

### 2.1 Singen

*Harald Schroeter-Wittke*

#### I. Einstieg/Fallbeispiel

Wenn mein Großvater oder meine Großmutter runden Geburtstag feierten und der Pastor kam vorbei, spätestens dann sang die versammelte Großfamilie alle fünf Strophen von »Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.« Ich erinnere mich an eine Atmosphäre von Gemeinschaft und Vertrautheit, aber auch mitunter peinlicher Berührung, wenn Onkel und Tanten stimmlich daneben lagen: Mitgegangen – mitgefangen. Ich erinnere mich an Textfetzen, die mich als Kind intensiv beschäftigten: »auf Adellers Fittichen« – »wie es dir selber gefällt« – »der künstlich und fein dich bereitet« – »mit Strömen der Liebe gegeret« – »Odem« – »mit Abrahams Samen«. Hier kam der Dank über eine individuelle Lebensgeschichte zum Ausdruck, die verbunden war mit der Familien- und mit der Kirchen-, ja sogar mit der Menschheitsgeschichte.

#### II. Zur Gegenwartsbedeutung des Singens

Solche Szenarien sind heute eher die Ausnahme. In manchen Gegenden und bei manchen Frömmigkeitsstilen wird ein solches Singen aber auch heute noch praktiziert – bei treuen Kirchgängerinnen oder kirchlichen, meist ehrenamtlichen Mitarbeitern. Auch wenn deren Kultur nicht mehr die Mehrheitskultur der heutigen Theologengeneration ist, sollten solche Gelegenheiten bewusst gestaltet werden.

Dabei sollten die Lieder und Gesänge derjenigen zur Geltung kommen, die Subjekte des Kases sind. Auch in der Kirchenmusik und Hymnologie sind die kultursoziologischen Differenzierungen der verschiedenen Milieus zu beachten (vgl. Hauschildt). Während z. B. für den einen »Großer Gott, wir loben dich« das richtige Lied ist, ist es für die andere »Herr, deine Liebe ist wie Gras und Ufer«.

Der Rückgang des Singens in allen Bereichen der Gesellschaft ist in seelsorglichen Situationen jedoch auch zu berücksichtigen. Er hat vor allem drei Gründe:

- Die Kulturen des Singens haben sich in den letzten 50 Jahren sehr stark differenziert. Keine Gesangskultur ist mehr in der Mehrheit.
- Deshalb vermag das Singen immer weniger zu milieuübergreifenden Gemeinschaftserfahrungen beizutragen. Zwar wird in vielen Minderheitenkulturen gesungen, aber diese Gesänge stiften nicht mehr selbstverständlich Gemeinschaft über ihre Milieugrenzen hinaus. Wer im Alltag deutschen Schlager hört, für den sind Bachchoräle, Gospels oder White Metal keine selbstverständlichen Gesangs- und damit Gemeinschaftsformen.
- Die heutige Medienpräsenz privatisiert die Singgewohnheiten, denn dort begegnet das Singen in einem perfekten Arrangement. »Deutschland sucht den Super-

star« oder Karaoke-Veranstaltungen spielen daher beim Selber-Singen vor allem mit dem Schamgefühl und befördern es – durchaus lustvoll. Wer öffentlich selber singt, riskiert was. Das Selber-Singen vermag es so – außer an ausgewählten Orten, z. B. Fußballstadien – immer weniger, Gemeinschaft zu stiften. Stattdessen wird der mediale Gesang der/des exemplarischen, einzelnen anderen immer stärker gemeinschaftsbildend, z. B. in Fanclubs oder bestimmten Szenen.

### III. Poimenisch-theologischer Fokus

»Bis orat qui cantat« – so hat Augustin die theologische und anthropologische Dimension des Singens beschrieben: Wer singt, betet doppelt. Das Singen scheint offenbar älter zu sein als das Sprechen. Als gestaltete Lautgebärde ist es jedenfalls phylogenetisch im Lallen und Schreien früher ausgeprägt als das Sprechen. Das Sprechen wird von der linken, Lautgebärden und Singen von der älteren rechten Hirnhälfte gesteuert. Es nimmt daher nicht wunder, dass das Singen in allen drei abrahamitischen Religionen eine große Rolle spielt. Dabei vollzieht sich das singende Leben der Glaubenden als Lobgesang und als Klage. Beide Dimensionen spielen in seelsorglichen Situationen eine wichtige Rolle. In beiden Gesangsformen öffnen sich Menschen der Kraft des Lebens, indem sie das loslassen und ausatmen, was sie unbedingt angeht. Im Singen kommen dabei neben bzw. jenseits von Texten und ihren Bedeutungen Gefühle zur Darstellung, die für die seelsorgliche Situation wesentlich sind. Diese müssen nicht verstanden werden, sondern gewinnen im Singen als Lobgesang und Klage einen Raum, der den Singenden neuen Atem schenkt. Wer singt, muss und kann tief Luft holen. Im Singen wird daher auch der eigene Körper als Klangraum gespürt. Im Singen ereignet sich ein Einschwingen, eine Resonanz auf die Welt als Klang. Singen artikuliert Weltbezug. Singen kann daher positive therapeutische Wirkungen haben, es kann Einsamkeit durchbrechen und Angst eindämmen – beim Pfeifen im Walde oder beim Gang in den dunklen Keller. In der jüdisch-christlichen Tradition sind daher die Psalmen ein wesentlicher Fokus der Frömmigkeit. Auch wenn wir nicht mehr die konkrete Musik der Psalmen rekonstruieren können, so zeigen die Spielanweisungen und Melodiebezeichnungen in vielen ersten Versen von Psalmen, dass sie nicht fürs Sprechen, sondern fürs Singen und Musizieren gedacht sind. In der westlichen Liturgie ist dieses Element vor allem im sog. Psalmodieren kultiviert worden, allerdings so, dass die starken Affekte beim Singen dadurch in geordnete Bahnen gelenkt werden sollten, was jedoch glücklicherweise im Laufe der Kirchengeschichte manche ekstatische Verzückerung nicht zu verhindern vermochte.

Singen stiftet Gemeinschaft. Dies gilt nicht allein für das emotionale Zusammengehörigkeitsgefühl von mehreren Menschen in einem Raum, z. B. im Gottesdienst. Es gilt auch kosmologisch: Das Sanctus im Gottesdienst z. B. versetzt uns in die Gemeinschaft der Engel und verschafft uns so himmlische Gemeinschaft (vgl. Jes 6). Es gilt aber auch historisch: Im Singen haben wir Teil an der Freuden- und Leidensgeschichte der Menschen mit und gegen Gott. Dies spiegelt sich in den biblischen Psalmen und Hymnen ebenso wie in den Liedern von Martin

Luther, Paul Gerhardt, Jochen Klepper oder Piet Janssens wieder. Das Singen bringt auf eine elementare Weise die Verletzlichkeit und Angefochtenheit der Glaubenden zur Geltung, ohne damit die Verstehensfrage überflüssig zu machen. Dabei sind die Texte von Liedern nicht unwichtig, sie sind aber auch nicht das alles Entscheidende. Es ist bei bekannten Liedern oder Gesängen vielmehr die Atmosphäre, die mit ihnen verbunden ist und beim Singen in anderen Situationen als tröstlich und stärkend erlebt wird. Ein bekanntes Beispiel hierfür sind die Taizé-Gesänge. So gewährt gerade das Singen in seelsorglichen Kontexten einen Raum für die Ambivalenzen des Glaubens und Lebens. Umso erstaunlicher ist es, dass es in der poimenischen Fachdiskussion nur eine marginale Rolle spielt.

Schließlich bringt Singen anderes zur Geltung als Sprechen – nicht nur neurophysiologisch. Dies ist von besonderer Relevanz in der Seelsorge mit solchen Menschen, die nicht (mehr) sprechen können. Hier vermag sowohl das Vorsingen des Seelsorgers, der Seelsorgerin oder der Seelsorgegruppe, als auch das Summen, das textlose Singen, das Lallen auf Seiten derer, die nicht sprechen können, Räume zu öffnen für die Darstellung von Gefühlen, Botschaften, Stimmungen, die ansonsten undarstellbar in der Unsagbarkeit verharren würden.

#### *Exkurs: Stimme hören in der Seelsorge*

Leblose Dinge haben keine Stimme, hatte Aristoteles gesagt. So nimmt es nicht wunder, dass in der Geschichte der Menschheit zumeist laut gelesen wurde, um so einen Text lebendig werden zu lassen. In der Stimme verkörpert sich ein Dreifaches:

- Stimme ist Verlautbarung des Körpers, in dessen Individualität stets auch ein anderes hörbar wird, was die Sprechenden anders vernehmen als die Hörenden.
- Das, was die Stimme zwischen Schrei, Flüstern oder Stöhnen und artikuliertem Wort zu Gehör bringt, zeigt die Gestimmtheit des Körpers. Stimme drückt Singuläres aus, ist expressiv.
- Stimme ist in elementarer Weise Anruf, Anrufung, Appell. Was im Säuglingschrei kulminiert, ist das Evozieren von Fürsorge durch die Stimme, die nervlich zerrüttet, wenn sie nicht »gestillt« werden kann. Stimmen und Stimmungen sprechen unsere Affekte an, sie erheben Geltungsansprüche und lassen uns Macht und Ohnmacht im Angesicht des anderen erfahren.

»Stimmen hören« – das kann auch für pathologische Formen der Weltwahrnehmung stehen. Wer Stimmen hört, steht nicht mehr über einer Sache, sondern ist mittendrin, wird durchquert von anderem, ist Person, durch die etwas hindurchtönt: per-sonare.

Biblich-theologische Spitzenszene des Stimmenhörens ist die Geschichte von Elia am Horeb, jenem unbestimmbaren Ort, an dem sich Gott offenbart (hat). Nachdem Elia alle diejenigen Phänomene vorgeführt worden sind, in denen sich Gott dem Mose am Horeb offenbart hatte (vgl. Ex 19/Ex 33): Wind, Erdbeben und Feuer, erkennt Elia, dass Gott nicht darin ist, sondern in einer *qol d<sup>e</sup>mamah* (1 Kön 19,12c), einer unhörbaren Stimme. Luther übersetzt sie mit »ein stilles, sanftes Sausen«. Darin erklingt beides zugleich: Zum einen die Stimme, mit der Gottes

Wort geschieht: un(be)greifbar und dennoch unverwechselbar; zum anderen die Unheimlichkeit der Unhörbarkeit. In absoluter Stille gehen Menschen zugrunde, wie Experimente mit Menschen in schalldichten Räumen zeigen.

Phylogenetisch ist das Gehör der erste entwickelte Sinn des Menschen. Sofern es nicht versehrt wurde, ist das Gehör aber zugleich auch der letzte menschliche Sinn, der beim Sterben erlischt. Es ist also gerade in Koma-Situationen wesentlich, mit den Patientinnen und Patienten zu reden, sie Stimmen hören zu lassen, wobei vertraute Stimmen tiefe Schichten ansprechen können.

In der Praxis sollte das laute Vorlesen wieder mehr ein- und ausgeübt werden, insbesondere in der Begegnung mit solchen Menschen, die selbst nicht (mehr) lesen können. Dazu bietet das *Neue Evangelische Pastorale* viel gutes Material, besonders in den Gedichten, den Bibelstellen und den Psalmen.

#### IV. Perspektiven für die Praxis in Seelsorge und Ausbildung

In der seelsorglichen Singe-Praxis sind drei Situationen voneinander zu unterscheiden:

- Die seelsorgliche Situation bezieht sich zwar auf einen einzelnen Menschen, der jedoch in einer Gemeinschaft angetroffen wird, z. B. bei einem Geburtstags- oder auch Krankenbesuch. Hier muss ein Gespür dafür entwickelt werden, wer jetzt singen kann und soll. So kann bei einem Geburtstagsbesuch z. B. mit dem Enkel zusammen eine andere Singekultur als diejenige des Jubilars zu Gehör gebracht werden.
- Der Seelsorger, die Seelsorgerin sind die einzigen, die in einer intimen Situation etwas alleine oder mit dem Seelsorgesuchenden gemeinsam singen. Eine solche Situation z. B. verträgt sehr gut einen Gesang, der regressive Züge hat.
- Es wird nicht live gesungen, sondern es wird gemeinsam auf den Gesang einer CD gehört, die für die seelsorgesuchende Person wichtig ist. Hier können am stärksten alltags- und lebensweltliche Dimensionen dieser Person zur Darstellung kommen, weil so ein Oratorium mit Orchester ebenso erklingen kann wie ein Pop- oder Rocksong (vgl. z. B. Danzeglocke oder [www.trauernetz.de](http://www.trauernetz.de)).

Insbesondere in der Seelsorgearbeit mit Kindern, mit behinderten und mit alten Menschen ist das Singen eine meist problemlos und vielfach einzusetzende poimemische Möglichkeit. Dabei sollten beide Dimensionen des Singens, das Loben und das Klagen, zu ihrem Recht kommen. Singen erweist sich in diesen Fällen als eine einfache und jederzeit zu praktizierende Möglichkeit der beiderseitigen Kontaktaufnahme, die jenseits kognitiven Verstehens menschliche Zuwendung elementar und konkret ins Schwingen bringt. Durch den Gesang des Seelsorgers, der Seelsorgerin, auch wenn er alleine geschieht, wird die leibhaftige Anwesenheit eines zugewandten Menschen sinnenfällig.

Dennoch erfordert die konkrete seelsorgliche Situation ein besonderes Gespür für das, was jetzt möglich oder auch peinlich ist oder nicht. Wer in einer Seelsorgesituation singt, riskiert etwas. Setzt sich aber der Seelsorger, die Seelsorgerin dabei ohne Selbstgefälligkeit selbst aufs Spiel, kann das Singen heilvoll sein und neue

Kontakte sowohl zu den anwesenden Personen als auch zu den anwesenden Gefühlen ermöglichen.

Eine gelungene Gestaltung dieser Situationen erfordert von dem Seelsorger, der Seelsorgerin zum einen ein Gespür für die Angemessenheit der eigenen Lautstärke und zum anderen den Mut zum Singen, gepaart mit dem Gefühl, sich selbst dabei sicher und gut zu fühlen. Solche hymnologische Präsenz bedarf einer ähnlichen Ausbildung wie z. B. die liturgische Präsenz und sollte im Vikariat im Zusammenspiel von Kirchenmusik und Theologie geübt werden.

Zielpunkt der eigenen hymnologischen Bildung kann, neben der Erfahrung mit dem eigenen Singen und den entsprechenden Gefühlen dabei, ein individuelles Gesangsrepertoire für die »Kleinen liturgischen Formen« (NEP) sein, die sowohl alleine als auch mit anderen gemeinsam gesungen werden können. Exemplarisch stelle ich daher mein Repertoire vor:

In fast allen großen wie kleinen Übergangssituationen lässt sich »Ausgang und Eingang« (EG 175) anstimmen. »Komm, Herr, segne uns« (EG 170,1) und »Verleihe uns Frieden gnädiglich« sind hilfreiche Segenslieder, die auch stärkende gottesdienstliche Situationen zwischen Trost und Abschied anklingen lassen. Als Danklied empfehle ich immer noch »Lobe den Herren, den mächtigen König« (EG 316/317). Aber auch »Danke für diesen guten Morgen« kann angebracht sein, da es in den 60er-Jahren in den Top Ten der deutschen Charts war. In schmerzlichen Situationen von Wut, Scham, Schuld und Trauer kann die Vertonung von Ps 130 »Aus tiefer Not schrei ich zu dir« (EG 299,1+4) beim Klagen helfen, während »So nimm denn meine Hände« (EG 376, NEP S. 45) eher die eigene Starre, zugleich aber auch Gottvertrauen zum Klingen bringt. In Beichtsituationen oder Situationen der Hilflosigkeit mit sich selbst kann »Meine engen Grenzen« (EG RWL 600) neue Räume schaffen.

Singen als seelsorgliches Handeln ist aber nur in einem geringen Ausmaß eine pastorale Aufgabe. Kirchenmusik hat als Laienhandeln auch poimenische, diakonische und sozialpädagogische Dimensionen. Das beginnt bei den Kirchenchören über Kinder-, Jugend- und Gospelchöre, Posaunenchöre, Kirchenbands und Instrumentalgruppen bis hin zu Projekten wie »Il Canto del Mondo« des Musikwissenschaftlers Karl Adamek, der für Kindergärten ein Netzwerk von Gesangspatinnen und -paten, meist aus der Senioren generation, organisiert, damit das Singen im Elementarbereich wieder gefördert wird ([www.il-canto-del-mondo.de](http://www.il-canto-del-mondo.de)). Was sich in der Erzieherinnenausbildung zeigt, gilt für fast alle Ausbildungsprofile in kirchlichen Handlungsfeldern: Die musische und gemeindekulturpädagogische Ausbildung muss für alle diese Berufe und Handlungsfelder wieder deutlich verbessert werden, denn in diesem Bereich entscheidet sich viel für eine gelingende Spiritualität: Bis orat qui cantat.

**Literatur**

*Karl Adamek*: Singen als Lebenshilfe, Münster/New York 1996

*Peter Bubmann/Michael Landgraf (Hg.)*: Musik in Schule und Gemeinde, Stuttgart 2006

*Klaus Danzeglocke (Hg.)*: »Musik im Trauergottesdienst«. Thema: Gottesdienst 18, Düsseldorf 2002 ([www.ekir.de](http://www.ekir.de)); Auszüge daraus in: [www.trauernetz.de](http://www.trauernetz.de)

*Gotthard Fermor/Harald Schroeter-Wittke (Hg.)*: Kirchenmusik als religiöse Praxis. Praktisch-theologisches Handbuch zur Kirchenmusik, Leipzig 2005; darin *Bernhard Leube*: Singen (14–19); *Eberhard Hauschildt*: Kirchenmusik in der Erlebnisgesellschaft (83–89); *Michael Klessmann*: Kirchenmusik als Seelsorge (230–234); *Ingo Bredenbach*: Kirchenmusik als Diakonie (235–238); *Hildegard Mogge-Grotjahn*: Kirchenmusik als Sozialarbeit (239–242)

*Michael Heymel*: In der Nacht ist sein Lied bei mir, Waltrop 2004

*Navid Kermani*: Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran, München 1999

*Ernst Klusen*: Singen. Materialien zu einer Theorie, Regensburg 1989

*Christa Reich*: Evangelium: klingendes Wort, Stuttgart 1997

*Harald Schroeter-Wittke*: »Wer fühlen will, muß hören.«, in: PTh 89 (2000), 219–234

*Barbara Städtler-Mach*: Seelsorge mit Kindern. Erfahrungen im Krankenhaus, Göttingen 1998